

Werkstattgespräch: „Solange diese Machthierarchien bestehen, kann man wahrscheinlich nicht von einem rassismuskritischen Setting ausgehen“ – Historiographische Lehrforschung in (Sozial)Pädagogik und Sozialer Arbeit. Professionalisierung unter postkolonialen Bedingungen.

Fallon Tiffany Cabral, Najoua El Khiari, Layla Kübler, Louise Mbakop, Sheila Ragunathan, Isa-Lia Zeh-Sá

Koloniale Kontinuitäten und Verflechtungen in Bezug auf Soziale Arbeit finden sich nicht nur in institutionellen Archiven, die historische Dokumente und Objekte sammeln. Vielmehr sind sie auch im Hochschulalltag präsent. So auch in den Seminarräumen derjenigen die zwischen 2023 und 2024 an vier Standorten¹, in unterschiedlichen strukturellen Rahmungen und curricularen Einbettungen in (sozial-)pädagogischen Studiengängen, am Lehrforschungsprojekt „Soziale Arbeit als koloniales Wissensarchiv“ teilgenommen haben. Ausgehend von der Annahme, dass die Auseinandersetzung mit Lehr- und Lerninhalten, die eindeutig (kolonial-)rassistische und dehumanisierende Vorstellungen, Denkweisen und Diskurse reproduzieren, für alle, aber insbesondere rassifizierte Studierende als Zumutung und Belastung darstellt, zentrieren wir im Folgenden ihre Stimmen.

Um uns der Perspektive von mehrfach marginalisierten (BIPoC) Studierenden in Bezug auf ihre Lernerfahrungen zu den Themen des Projekts anzunähern, haben wir vier Studierende – Layla Kübler, Louise Mbakop, Isa-Lia Zeh-Sá, Najoua El Khiari – und Fallon Tiffany Cabral aus dem Projektteam zu einem Gespräch mit Sheila Ragunathan eingeladen. Hierbei wurden persönliche Erfahrungen mit der (De-)Thematisierung von Rassismus und Kolonialismus im Kontext des Lehrforschungsprojekts² sowie in darüberhinausgehenden Lern- und Seminarsituationen in den Blick genommen. Ferner gab es den Impuls, sich über eigene oder beobachtete Praktiken der Selbstfürsorge in diesem Zusammenhang auszutauschen. Das Gespräch kann als Teil eines explorativen, projektinternen Lernprozesses betrachtet werden, zu dem auch die rassismuskritische Erhebung und Reflexion von Lehr- und Lernprozessen an den Lehrforschungsstandorten durch Sheila Ragunathan und Fallon Tiffany Cabral gehören.

Das Gespräch wurde 2024 online durchgeführt, aufgenommen und transkribiert. Die Aussagen der Teilnehmenden wurden von den Gastherausgeber:innen und Z. Ece Kaya für die Veröffentlichung stark gekürzt, verdichtet und allen Beteiligten zur Abnahme vorgelegt.

Sheila: Wie seid ihr dem Thema Rassismus in dem Lehrforschungsprojekt zur Verwobenheit von Sozialer Arbeit und Kolonialismus begegnet? Welche Erfahrungen habt ihr damit gemacht?

Louise: Ich erinnere mich an einen Text, den wir im ersten Semester gelesen haben. Darin ging es um vermeintliche „schwarze Pädagogik“ und „weiße Pädagogik“. „Schwarze Pädagogik“ wurde als Erziehungsstil beschrieben, der bestrafend und kontrollierend und auch

- 1 (Projekt-)Seminarleitungen der verschiedenen Standorte waren: Dr. Z. Ece Kaya an der Universität Hildesheim; Prof. Dr. Wiebke Dierkes an der Hochschule Rhein-Main; Prof. Dr. Susanne Maurer (i.R.) an der Universität Marburg und Dr. Dayana Lau an der Alice Salomon Hochschule Berlin und am Pestalozzi Fröbel Haus in Berlin.
- 2 Dazu gehörte auch eine Kick-Off-Veranstaltung im November 2023 in Berlin.

disziplinierend sei, während „weiße Pädagogik“ als begleitend, unterstützend und liebevoll dargestellt wurde. Und da habe ich schon das erste Mal gesagt: „Okay, das ist eine interessante Wortwahl bzw. Gegenüberstellung.“ Ich habe darauf gewartet, dass das in der Vorlesung angesprochen wird, also dass man sich zum Beispiel *Race* anguckt, also mit rassistischen Schwarz-weiß-Konstruktionen kritisch auseinandersetzt. Aber das wurde nie thematisiert und viele Inhalte blieben unreflektiert stehen. Zum Beispiel bei Kant, dessen antischwarzer Rassismus und Haltung zum transatlantischen Sklavenhandel weder von Dozierenden noch von den Mitstudierenden thematisiert wurden.

Ich habe mich im Jahr 2020 politisiert, im Sommer, nach der Ermordung von George Floyd. Und erst da habe ich verstanden, was Rassismus in meiner eigenen Lebensrealität, aber auch in verschiedenen Strukturen eigentlich bedeutet. Daraufhin musste ich für mich erstmal einiges aufarbeiten. Und dann, ja, ist es so weitergegangen, dass ich mein Umfeld mehr reflektieren konnte und auch, wie man als Schwarze Person in Deutschland und Europa aufwächst.

Najoua: Im Projekt fand ich es interessant, dass wir mit der deutschen Kolonialgeschichte begonnen haben, ohne zugleich Rassismus zu fokussieren. Als es dann an die Literaturrecherche und die Archivarbeit ging, ist vielen von uns, inklusive mir, erst richtig bewusst geworden, wie viel Rassismus es gab. Das zeigte mir, dass teilweise einfach gar kein Bewusstsein dafür vorhanden ist, wie Rassismus damals öffentlich und selbstverständlich reproduziert wurde. Daraufhin haben wir uns intensiv mit unserem Umgang mit der Sprache beschäftigt, also mit dem Rassismus, der in Texten, Wörtern und Aussagen steckt. Wir haben uns ständig gefragt: „Dürfen wir das sagen? Sollen wir die Stellen einfach skippen, oder sollen wir alternative Wörter finden?“ Ich denke, das spiegelt den aktuellen Diskurs in Deutschland und den Wandel der Perspektiven auf diese Thematik ganz gut wider. Das wird wohl immer ein Thema bleiben, das können wir nicht aus der Welt schaffen. Aber ich glaube, dass wir durch diese Projektarbeit ein Feingefühl dafür bekommen haben, wie man mit Sprache umgehen kann.

Isa: Wir haben uns das Thema eher über einen feministischen Ansatz erschlossen, indem wir uns die Frauenbewegungen in Berlin angeschaut und mit Dokumenten aus dem Alice Salomon Archiv gearbeitet haben. Interessant und bereichernd fand ich, dass versucht wurde, diese Seminargruppe, die mit dem Thema erstmal sehr wenig Berührungspunkte hatte, trotzdem am Ball zu halten, ohne dass es zu schnell zu viel wird. Wir haben im Seminar immer wieder sehr schwere Texte gelesen, wo man als betroffene Person dasitzt und kurz schlucken muss. Und dann sind einige Prozesse angestoßen worden, zum Beispiel – obwohl ich solche Kategorien eigentlich gar nicht aufmachen will – bei *weiß* und weiblich gelesenen Personen, die den Impuls hatten: „Ja, die Akteurinnen haben es damals ja gut gemeint.“ Von diesem „Es war ja gut gemeint“ sind wir immer mehr weggekommen und hatten eine große Debatte darüber, inwieweit man den Rassismus im Kontext der Zeit sehen muss und ob man ihn trotzdem auch kritisieren kann und muss. Da haben wir uns mit der Verantwortung der Sozialen Arbeit und der Seminarteilnehmenden als angehende Sozialarbeiter:innen beschäftigt. Ich bin dankbar für die Aufarbeitung, die auch intersektional, also verwoben, stattgefunden hat. In anderen Kursen ist das Thema sonst sehr klar getrennt; zum Beispiel bei Genderthemen, wo Feminismus oft als „ein anderer Kampf“ markiert wird.

Layla: In vielen Kursen habe ich mich fehl am Platz gefühlt, wenn solche Themen kurz angeschnitten wurden. In einem Seminar haben wir zum Beispiel einen Vortrag von Tupoka Ogette gehört. Sie hat darüber gesprochen, wie still es immer wird, wenn man als *weiße*

Person oder auch als nicht-*weiße* Person aufgefordert wird, sich selbstkritisch damit auseinanderzusetzen, inwiefern man diskriminiert wird und inwiefern man selbst rassistisch handelt, ohne es vielleicht böse zu meinen. Ich habe in dieser Seminarstunde kein Wort gesagt. Ich war, glaube ich, eine von drei oder vier Personen, die nicht-*weiß* gelesen waren. Es war unangenehm still. Als es in der darauffolgenden Sitzung um Rechtsextremismus ging, war die Stille von der vorherigen Woche verfolgt, und es gab sehr viel mehr Input, denn es ging nicht mehr um uns, sondern es ging um die Nazis, um die von der AfD, um die Bösen. Das hat mir noch mal klargemacht, wie wichtig ich es finde, dass wir und vor allem die Menschen mit Privilegien sich mehr mit institutionellem und verinnerlichtem Rassismus auseinandersetzen, denn ich habe das Gefühl, dass es untergeht, dass es nicht nur um die anderen, die Bösen geht, sondern darum, auf sich selbst zu schauen und zu akzeptieren, dass man ein Teil davon ist, auch wenn man das nicht extra meint oder möchte.

Najoua: Glücklicherweise habe ich in unserer Lehrforschungsgruppe eine andere Erfahrung gemacht. Vielleicht liegt es daran, dass wir uns schon mehr mit Sprache, Rassismus und Diskriminierung beschäftigt haben. Ich hatte sogar das Gefühl, dass zum Beispiel *weiß* gelesene Menschen dieses Thema aufgegriffen und auch viel Sensibilität mitgebracht haben. Da war es gar nicht unangenehm, über diese Themen zu sprechen. Eine PoC in der Gruppe und die Lehrkraft wurden von *weiß* gelesenen Personen auch darum gebeten, darauf hinzuweisen, was in Ordnung ist und was nicht, weil sie weder grenzüberschreitende oder rassistische Fehler in der Kommunikation noch Rassismus reproduzieren wollten.

Isa: Ich habe ein Seminar besucht, in dem es ebenfalls um koloniale Wissensarchive ging, jedoch in einem anderen Kontext. Im Seminar gab es ein großes Bemühen, dass sich alle wohlfühlen und auf sich aufpassen. Jedoch fehlte uns für die Arbeit eine geteilte Wissensbasis. Die Recherche wurde uns selbst überlassen und es wurde quasi bei null angefangen, ohne zu erkennen, dass der Wissensstand nicht bei allen bei null liegt, sondern sehr unterschiedlich verteilt ist. Und wie so oft führt das dann dazu, dass diejenigen, die sich schon lange damit beschäftigt haben, in die Rolle kommen, andere zu korrigieren und zu schulen, obwohl sie doch im Seminar sind, um selbst etwas zu lernen. Da habe ich zu schätzen gewusst, dass ich zuvor gelernt habe, dass ich mich nicht aus Überempfindlichkeit gerade unwohl fühle, sondern dass es sehr wohl legitim ist, sich gerade unwohl zu fühlen und auch zurückzuziehen oder Kritik zu äußern. Ich sehe hier vor allem die Universität als Ganzes in der Verantwortung, zu erkennen, wie belastend das für die Menschen ist, die tagtäglich damit zu tun haben, und dass das Thema Rassismus einfach in jedem Seminar relevant ist.

Sheila: Ich finde es interessant, wie ihr über eure Erfahrungen mit der Thematisierung von Rassismus im Lehrforschungsprojekt und im weiteren Kontext der Hochschule gesprochen habt, also dass es um Rassismus gehen kann, ohne dass es eine rassismuskritische Rahmung gibt bzw. es auch darum geht, wie über Rassismus gesprochen wird. Mich würde interessieren, was eine solche rassismuskritische Rahmung für euch ausmacht.

Louise: An meiner Universität gab es keine Seminare zu rassismusspezifischen Themen. Ich habe die Themen meistens selbst mitgebracht und dann versucht, sie in den Seminaren einzuordnen. Was mir bei den Dozierenden und Mitstudierenden gefehlt hat, war nicht unbedingt das Vorwissen, sondern eine Sensibilität. Ich verstehe schon, dass man, wenn man als betroffene Person immer wieder in Verletzungen hineingehen muss, irgendwann abstumpft und sagt: „Okay, ich toleriere keine Fehler mehr“. Aber wenn Menschen das dann nicht kritisch für sich einordnen und sich danach auch nicht entschuldigen können, dann führt das natürlich auch zu nichts. Ich finde, dass es auf jeden Fall eine Fehlerfreundlichkeit geben

muss. Aber was ich nicht tolerieren kann, ist, wenn wiederholt Rassismen reproduziert werden und oftmals Grenzverletzungen an betroffenen Personen begangen werden.

Das Problem ist ja auch, dass Fortbildungsangebote für Lehrende meistens freiwillig sind. Und BIPOC oder nicht-*weiße* Studierende müssen mit den Konsequenzen weiterleben, weil es letztendlich von der dozierenden Person abhängt, ob das Studium abgeschlossen werden kann oder nicht. Solange diese Machthierarchien bestehen, kann man wahrscheinlich nicht von einem rassismuskritischen Setting ausgehen.

Isa: Was du gerade angesprochen hast, Louise, ist sehr wichtig, weil man immer in einer Machthierarchie drin ist und sich dem in diskriminierenden Kontexten noch mal mehr bewusst wird. Ich habe einmal erst eine Beschwerde eingereicht, nachdem ich meine Prüfungsleistungen bestätigt und meine Note bekommen hatte, was absurd ist. Und ich finde, dass Dozierende eine Fehlerfreundlichkeit sich selbst gegenüber haben und auch in den Raum kommunizieren sollten. Ich versuche gerade, die Aspekte zu rekonstruieren, die dazu geführt haben, dass ich mich in Seminaren wohl gefühlt habe. In einem Fall, den ich im Kopf habe, war es eine eigene Betroffenheit und ein sehr offener Umgang mit einer eigenen Betroffenheit. Und wenn es gelungen ist zu vermitteln: „Don’t be afraid to call me out in front of everyone. Kommt zu mir in der Mittagspause. Ich bin offen für Kritik und ich möchte mich gerne verbessern.“ So wurde eine Atmosphäre geschaffen, in der Kritik kein Angriff war. Wichtig war auch, dass Dozierende in den Gesprächen die Verantwortung klar von den Betroffenen weg verlagerten. Und dass Zeit eingeräumt wurde, um bei den Themen zu bleiben, bei denen mehr Bedarf besteht. So kann eine ganz andere Sensibilität entstehen.

Louise: Vor zwei Jahren habe ich das Thema „Rassismussensible Kinder- und Jugendarbeit“ in ein Seminar eingebracht. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, Material mitzubringen, aber der Dozent sagte, er wolle auch etwas vorbereiten. Ich habe mich über sein Engagement gefreut und es ihm überlassen, was ich jetzt ein bisschen bereue. Zwar war die Aufbereitung ganz gut, aber dann wurde ein Film gezeigt, der nicht nur wenig Aussagekraft zum Thema hatte, sondern auch das N*-Wort und weitere antischarze Rassismen reproduziert hat. Daraufhin hat sich tatsächlich eine *weiße*, mitstudierende Person gemeldet und interveniert. Die anderen haben, auch wenn sie sich vielleicht etwas gedacht haben, nichts gesagt. Die ganze Situation hat mich sehr erschreckt; nicht nur das Verhalten des Dozenten, sondern auch das Schweigen der meisten Mitstudierenden. Bei der Kommilitonin habe ich mich im Nachhinein bedankt, den Dozenten habe ich nicht mehr darauf angesprochen. Ich bin eigentlich davon ausgegangen, dass wir alle nach dieser Seminarstunde mit viel mehr Wissen aus dem Seminar gehen und ein Verständnis dafür entwickeln, wie gravierend Rassismus in der Kinder- und Jugendarbeit mit rassifizierten Jugendlichen ist und was man dagegen tun kann. Entgegen meiner Erwartung habe ich mich nach diesem Seminar jedoch nicht empowert oder gestärkt gefühlt.

Layla: In einem Modul zu Rassismus und Migration an unserer Hochschule sind alle Dozent:innen nicht *weiß* und es gibt einen Kurs nur für BIPOC Studierende. Auch wenn ich selbst nicht in diesem Kurs bin, wünsche ich mir so etwas generell. Einen Raum, in dem Erfahrung ausgetauscht werden kann, und nicht Erfahrung gerechtfertigt werden muss. Denn ich habe oft das Gefühl, nicht so gut lernen zu können, wie ich mir das wünschen würde, weil ich Angst vor dem Raum habe oder mich vorher schon darauf vorbereitet habe, dass ich mein Wissen oder meine Erfahrung rechtfertigen muss oder sie mir gar ganz abgesprochen werden. Das führt dazu, dass ich mit einer bestimmten Schutzhaltung den Raum betrete und oft frustriert, wütend und verzweifelt den Raum wieder verlasse.

Isa: Ich bin in diesem BIPOC-only-Kurs, und finde interessant, dass die bloße Existenz dieses Kurses irritierende Debatten ausgelöst hat. Einige *weiß* gelesene Menschen meinten, sie seien von Rassismus gegen *weiße* betroffen, weil sie mal als Kartoffel bezeichnet wurden, und wollten daraus einen Anspruch auf den Kurs ableiten.

Najoua: Bevor wir unsere gemeinsame Kick-Off-Veranstaltung für das Lehrforschungsprojekt in Berlin hatten, haben wir in unserem Kurs festgestellt, dass wir über zu wenig Wissen über die Deutsche Kolonialgeschichte verfügen. Aber diesen Auftrag haben wir gar nicht in der Hochschule gesehen, sondern in der Schule. Beim Kick-Off fand ich es überfordernd, dass dieses Thema nicht als gemeinsamer Einstieg konzipiert war, und dass zu wenig Zeit zur Verfügung stand, um alles zu verarbeiten. So wurde das zu unserer Aufgabe, die wir im Seminar erneut aufgegriffen haben. Das hat mit unserer Dozentin auch sehr gut funktioniert, weil sie den Ball immer wieder an uns zurückgespielt und uns gefragt hat, welche Themen wir aufgreifen und welche wir besser umgehen sollten. Auch wenn die Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialgeschichte aus meiner Sicht nicht unbedingt eine Aufgabe der Hochschule ist, sollten Themen wie Rassismus einfach fest verankert werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass das selbst in einer Lehrveranstaltung zum Thema Migration zu kurz kam. Da habe ich gemerkt, dass Rassismus oft zu verkürzt betrachtet wird und Antisemitismus, antimuslimischer Rassismus usw. nicht vorkommen. Das ist in meinem engeren Kreis an der Hochschule anders; dazu gehören viele, die sich kontinuierlich mit diesen Themen beschäftigen. Wir haben uns einen auch selbstkritischen Umgang mit Rassismus erarbeitet. Das ist etwas, was an der Hochschule fehlt, also dass es zum Beispiel eine regelmäßige Erinnerung gibt; auch wenn viele schon sehr reflektiert sind. Wir leben in einer Zeit, in der Rassismus so stark ist wie nie zuvor, und es ist notwendig, dafür zu sensibilisieren. Das passiert zu wenig bzw. ungenügend.

Louise: Dazu fällt mir gerade auf, dass in den Erziehungswissenschaften häufig alle rassifizierten Menschen in einen Topf geworfen werden, zum Beispiel indem von Menschen mit Migrationshintergrund gesprochen wird, die alle vermeintlich dieselben Rassismuserfahrungen durchleben. Viele weigern sich gar, die Bezeichnungen „of Color“ oder „Schwarz“ zu verwenden. Von BIPOC-Studierenden wird oft erwartet, kostenlose Bildungsarbeit zu leisten. Sie kommen dann erschöpft aus dem Kurs zurück, nicht zuletzt, weil auch rassifizierte Menschen Rassismen und andere Diskriminierungsformen reproduzieren. Das heißt, man muss in jedem Raum die ganze Zeit irgendwelche Kämpfe ausfechten. Daher finde ich, dass wir es uns an einigen Institutionen – z. B. an Hochschulen – nicht mehr leisten können, diese Arbeit unbezahlt zu tun.

Fallon: Ich spreche mal aus der Perspektive einer der Organisator:innen der Kick-Off-Veranstaltung für die Lehrforschung, von der einige schon gesprochen haben. Als ich im Projekt angefangen habe, war der Kick-Off schon geplant, und mir fiel auf, dass es keine offiziellen Empowerment-Räume und keine Critical-Whiteness-Räume gab. Da habe ich mich schon gefragt, wie das dann wird. Immerhin konnten wir erreichen, dass es Räume gab, die nur für Studierende da waren. Aber es fehlten auch Awareness-Strukturen. Das habe ich auch aus den Feedbacks der Teilnehmenden mitgenommen. Für mich haben sich einige „to Dos“ für die historische Arbeit zu Rassismus und Antisemitismus mit von Rassismus und Antisemitismus betroffenen Teilnehmenden ergeben. Zum Beispiel ist mir in der Zusammenarbeit mit *weißen* Trainer:innen aufgefallen, wie *weiß*-zentriert die Planung solcher Veranstaltungen ist. Oft werden nur *weiße* Studierende als Teilnehmende imaginiert, denen dann vermeintlich alle rassistischen Bilder zugemutet werden können. Die Dozierenden haben

uns nicht im Blick. BIPOC-Studierende und ihre Verletzlichkeiten fallen hinten runter. Genau das Gleiche passiert auch auf wissenschaftlichen Tagungen, wenn sich *weiße* Wissenschaftler:innen gegen einen sensiblen Umgang mit historischen Rassismen wehren und es kein Bewusstsein dafür gibt, dass es im Raum auch Menschen gibt, die diese Rassismen nicht zum hundertsten Mal sehen möchten. Das macht diese Räume so anstrengend, und es ruft die Frage hervor, wie wir das in unserer Lehre gut machen können.

Sheila: Viele eurer Erfahrungen und Wünsche, die Ihr formuliert habt, lassen sich in meinen Augen als „Praktiken der Fürsorge“ zusammenfassen. Dazu gehören das Aufeinander-Acht-Geben, gemeinsam Verantwortung übernehmen und das In-Verbindung-Bleiben, die Anerkennung von Machtasymmetrien und das Streben, innerhalb dieser Asymmetrien etwas verändern zu wollen, sowie all das, was zu einer Rahmung rassismuskritischer Lernorte gehört. Und diese BIPOC-only-Spaces, die es ja nicht überall gibt. Habt ihr noch andere Praktiken der Fürsorge erlebt?

Isa: Der BIPOC-only-Space im genannten Modul wird von einer unfassbar beeindruckenden Person geleitet, die nach ihrer Flucht ihren BA und MA in Deutschland gemacht hat. In ihrem Seminar haben zum Beispiel Ärger und Wut als legitime Gefühle im Lernprozess und im akademischen Kontext Raum bekommen. Das ist wichtig, weil auch ich selbst mir diese Gefühle immer wieder absprechen möchte und verunsichert bin, ob ich nicht vielleicht einfach zu empfindlich bin. Im Seminar erarbeiten wir Strategien der Selbstfürsorge für uns und überlegen, wie wir uns wünschen, dass andere reagiert hätten und wie wir selbst reagieren können, ohne dass es uns so lange beschäftigt. Wir bekamen auch mit auf den Weg: „Wenn es euch nervt, kündigt diesen Job. Ihr werdet nicht dafür bezahlt, eure Kollegen weiterzubilden. Ihr werdet nicht dafür bezahlt, das irgendwie aushalten zu müssen.“ Das von einer dozierenden Person zu hören, ist so wichtig, weil es uns dazu anleitet, selbst widerständig zu werden. Die Stimmen des Widerstands, von denen man sonst nie etwas hört, werden aufgegriffen, und auch, wessen Wissen wir lernen und wessen Wissenschaft das eigentlich ist. So entsteht für mich zum ersten Mal ein Raum, in dem wir uns tatsächlich tiefergründiger mit diesen Themen beschäftigen können, ohne die ganze Zeit erklären zu müssen. Da gehe ich jedes Mal gerne hin. Aber ich habe es schon seit meinem Studienbeginn so gehandhabt, dass ich mir Personen gesucht habe, die eventuell ein Safer Space sein können. Und ich suche mir gezielt Seminare aus, an denen genau diese Menschen teilnehmen, weil wir uns so gegenseitig den Rücken stärken.

Louise: Ich habe an meiner Uni zwei Jahre lang ein Empowerment-Programm für Studierende mit Rassismuserfahrungen organisieren dürfen, das von der Antidiskriminierungsstelle der Universität gefördert wurde. Da habe ich verschiedene Menschen kennengelernt, die mich während meines Studiums begleitet haben, und wir haben verschiedene Orte geschaffen, um über Rassifizierungen und Rassismuserfahrungen an der Uni sprechen zu können. Das war für BIPOC-Studierende, jedoch wurden die Veranstaltungen oft für alle Menschen geöffnet. Das Programm ist zu meinem Zufluchtsort an der Universität geworden. Das hat mir viel Halt gegeben, denn dadurch habe ich zum Beispiel auch meine Mitbewohner:innen kennengelernt, mit denen ich dann ein Jahr zusammen gelebt habe. Das gehört zu den schönsten Erfahrungen, die ich machen durfte. Gleichzeitig sind auch diese Räume bzw. auch rassifizierte Personen nicht frei von Reproduktionen. Und trotzdem hat es mir gut getan zu wissen, dass ich mit meinen Erfahrungen nicht alleine bin, sondern dass es ein System gibt. Und deshalb habe ich mich auch beim Kick-Off-Event so wohl gefühlt, weil ich gesehen habe, dass das Ganze ein bewusst kritischer Rahmen und ein sicherer Ort ist. Auch wenn viele *weiße*

Personen da waren und es vor Ort sicher auch nicht immer rund läuft. Aber damit konnte ich arbeiten. Ich glaube, ich habe mich noch nie in einem wissenschaftlichen Kontext so wohl gefühlt.

Najoua: Ihr habt jetzt vieles schon erwähnt, was ich auch sehr wichtig finde. Mir fällt auf, dass wir an der Uni und in der Community schon sehr viel besprechen, sei es Rassismus, sei es Diskriminierung in der Schule, auf dem Arbeitsmarkt usw. Das reicht aber nicht aus. Durch meine Arbeit wird mir bewusst, dass viele Themen in der Öffentlichkeit gar nicht aufgegriffen werden, obwohl ich merke, dass der Bedarf da ist. Aus meiner Sicht bringt es nicht viel, wenn das Thema an der Universität präsent ist und es ein Bewusstsein und Interesse dafür gibt, aber sobald wir die Universität verlassen, ständig wieder neu erklären müssen, was es heißt, Rassismus zu erfahren oder was überhaupt Rassismus ist und wer Rassismus erlebt. Das ist frustrierend.

Sheila: Ich habe mich gefragt, ob es – vielleicht auch nach diesem Austausch heute – Learnings für eure berufliche Zukunft gibt. Ich weiß, dass manche von euch da noch nicht sind, aber vielleicht ja auch doch, so wie Najoua. Und eventuell seid ihr ja zukünftig sogar in der Position der Lehrenden, die über Rassismus sprechen. Also, was nehmt ihr aus diesen Erfahrungen für euer zukünftiges ‚Ich‘ mit?

Isa: Ich komme eigentlich aus Leipzig in Sachsen, eher vom Stadtrand. Auch wenn Leipzig so eine weltoffene Stadt zu sein scheint, war das nicht die Realität, in der ich aufgewachsen bin. Ich wurde in der Schule und in der Öffentlichkeit bedroht und angegriffen und habe generell viel Aggression erlebt. Für mich war das normal. Obwohl ich eigentlich *white* passing bin, war das in Sachsen nicht so. Als ich angefangen habe, in einem „Brennpunkt-Stadtteil“ im Jugendclub zu arbeiten und da gemerkt habe, dass ich nicht die Einzige bin, die das erlebt, hat für mich zum ersten Mal ein Healing eingesetzt. Zum Beispiel hatte ich mit einem 7-Jährigen zu tun, der gerade aus der Schule rausgeflogen ist, weil sein Deutsch nicht gut genug sei. Eigentlich konnte er aber die Lehrerin nicht verstehen, weil sie einen starken sächsischen Dialekt hatte. Das mehrheitlich *weiße* Team war, wie ich merkte, oft etwas überfordert. Manchmal wurde – angeblich ohne es böse zu meinen – kommentiert: „Ach, das bildest du dir nur ein.“ So war ich ständig mit der Frage konfrontiert, was ich gerade hineininterpretiere und was eigentlich mein eigener Schmerz ist, den ich damit verbinde. Da habe ich gemerkt, dass ich in diesem Feld arbeiten möchte. Ich weiß, dass Rassismuserfahrungen für sich als solche anzuerkennen ein Prozess ist, der schmerzhaft ist, lange dauern kann und vielleicht auch nie stattfinden wird, wenn das aus Selbstschutz notwendig ist. Ich habe dort gelernt, dass man vielleicht nicht sofort das Ausmaß versteht, aber dass man wissen muss, dass man niemals selbst Schuld hat. Leute werden dich immer als Projektionsfläche sehen und das ist nicht deine Schuld. Das Einzige, was man beeinflussen kann, ist, wie man auf diese Menschen reagiert, auch weil man von ihnen abhängig ist. Das ist zwar ernüchternd, aber darin habe ich mein Empowerment erlebt. Ich glaube, das ist mein Learning, dass ich mein neues Wissen auf diese Vorerfahrungen beziehe und es dann auch wieder zurückführen kann.

Layla: Ich habe schon früh gemerkt, dass ich nicht dafür gemacht bin, privilegierte Menschen aufzuklären; vor allem nicht solche, die es nicht einsehen, dass sie privilegiert sind. Mir war es auch im Lehrforschungsseminar sehr wichtig, dass es um Menschen geht, die etwas dagegen tun. Ich weiß schon lange, dass es mich stärkt, zu wissen, was wir dagegen tun können. Ich bin in einer Gruppe von Kindern mit ihren *weißen* Eltern aufgewachsen und habe gesehen, wie wichtig es ist, zu lernen, dass man was wert ist. Und dass man, wie du schon meinst, Isa, immer eine Projektion ist, in der man sich nicht verlieren darf und sich deswegen

nicht selbst weniger wertschätzt. In einer meiner Reflexionen, die ich für das Seminar schreiben musste, habe ich festgehalten, dass ich später in die Empowermentarbeit gehen möchte. Denn wenn ich etwas erklären muss, werde ich wütend, und es ist nicht der richtige Weg, wenn es gleich eine Mauer gibt. Ich arbeite gerne mit Kindern und mit betroffenen Menschen und möchte sie in dem bestärken, was sie können und dürfen, und vor allem in dem, was ihnen nicht angetan werden darf. Umso mehr wir darüber wissen, umso stärker werden wir. Ich weiß noch nicht genau, ob das möglich sein wird, aber darauf möchte ich mich im Studium gern fokussieren.

Najoua: Ich möchte mich euch anschließen. Sich mit der eigenen Identität zeigen zu können bringt ein Wohlgefühl mit sich, aber auch Wertschätzung und Selbstbewusstsein. Aus meiner muslimischen Perspektive erlebe ich oft, dass viele versuchen, sich zu verstecken bzw. wenig preiszugeben, um keine Angriffsfläche zu bieten. Wenn man für sich feststellen kann, dass man sich nicht verstecken muss, hat das eine große Wirkung. Es ist sehr schwer, weil man sich einer so kleinen Gruppe zugehörig fühlt. Aber, das ist mir in der Jugendarbeit bewusst geworden, das ist es, was die Menschen wach werden lässt. Ich glaube, es ist so, wie Du vorhin erzählt hast, Isa. Wir sind auch Vorbilder für die Jugendlichen und können verschiedene Perspektiven vermitteln: Die der Erwachsenen, die über Macht verfügen und sie einsetzen können, aber auch die der betroffenen Jugendlichen, die noch nicht verstehen, warum das alles passiert. Ich als muslimische Frau kann zeigen, wie ich in dieser Gesellschaft agieren kann, ohne mich unterkriegen zu lassen, auch wenn das oft schwierig ist und mir manchmal die Kante gezeigt wird. Das tue ich nicht nur für mich, sondern auch für die, die nach mir kommen. Ich bin hier geboren und aufgewachsen und verbinde meine Identität mit Deutschland. Ich möchte nicht in die Situation kommen, das aufgeben zu müssen, nur weil es mir nicht zugestanden wird.

Louise: Ich glaube, was mir später wichtig wäre, ist Solidarität. Solidarisch zu sein und Verständnis für verschiedene Lebensrealitäten zu haben, vor allem von rassifizierten Menschen. Das ist wichtig, weil wir mit so unterschiedlichen Sozialisationen in verschiedene Räume kommen und wir uns auf bestimmte Marker oder Identifikationen gar nicht festlegen können. Weil zum Beispiel Menschen nicht von Armut betroffen waren, oder von anderen Dingen. Und dass wir aufhören sollten, uns in linken Räumen zu zerfleischen und versuchen, aufeinander Acht zu geben. Und was du eben angesprochen hast, Najoua, dass man sich auch selbst gerecht werden sollte und auf sich aufpassen muss. Weil ich glaube, man kann da schnell ausbrennen. Und dann fallen Strukturen auseinander, die aber gerade im jetzigen politischen Diskurs unfassbar wichtig sind. Also auf verschiedene Communities, aber vor allem auch auf sich selbst zu achten und diese Solidarität zueinander zu finden.

Fallon: Layla, Du hattest in einem Workshop im Rahmen der Lehrforschung mal gesagt, dass Du gerne mehr über den Widerstand gegen koloniale Strukturen und Praktiken lernen möchtest, Widerstand, den es ja von Beginn an auch gab. Das haben wir im Projekt aufgenommen und versuchen jetzt, auch die widerständigen Perspektiven und Selbstorganisationen im Kontext Sozialer Arbeit historisch nachzuzeichnen – auch wenn das erstmal nur Lücken sind, die wir als solche markieren müssen. Ich nehme mit, wie wichtig es im Studium ist, nicht nur von *weißen* historischen Figuren zu hören, die ihr „Unwesen in der Welt“ getrieben haben und diese zu zentrieren, sondern auch widerständige Stimmen hörbar zu machen. Die sind aber viel, viel schwerer zu finden, weil in den Archiven vor allem *weiße* Perspektiven oder dominante männliche Perspektiven dokumentiert sind. Gerade recherchieren wir im Team

zum Beispiel zu Regina Savi de Tové, einer Schwarzen Frau, die 1900 in Deutschland geboren wurde und als Sozialarbeiterin gearbeitet hat.

Layla: Ja, was Du ansprichst, Fallon, das war für mich eine wichtige Erkenntnis des Seminars. Ich gebe freiberuflich Workshops an Grundschulen, in denen wir den Kids eine andere Sicht auf die Kolonialgeschichte vermitteln. In dem Rahmen haben wir gemerkt, wie wichtig es gerade für die betroffenen Kinder ist, zu hören, dass all das nicht ohne Widerstand passiert ist, sondern dass es Menschen gab und immer noch gibt die mit allem, was sie können, dagegen kämpfen und erfolgreich damit sind. Wir haben also angefangen, Menschen vorzustellen, die Widerstand geleistet haben. Das hat lächelnde Gesichter hervorgebracht. Wir hatten schon Kinder, die daraufhin auf ihrem Namensschild ihren eigenen Namen mit dem Namen einer im Widerstand kämpfenden Person ersetzt haben und stolz darauf waren. Aber auch nicht betroffene Kinder hatten dann ein anderes Bild, nicht immer nur von Schwäche und Unterdrückung, sondern dass sich unterdrückte Menschen wiedergeholt haben, was ihnen gehört hat. Nach dem Lehrforschungsseminar habe ich gemerkt, wie wichtig mir selber das immer noch ist. Ich war sehr froh, als im Reflexionsworkshop zum Seminar die Frage gestellt wurde: „Wünscht ihr euch noch irgendwas?“ Weil ich da gemerkt habe: „Ja!“ So wie die Kids sich das in den Workshops wünschen, wünsche ich mir das in den erwachsenen oder älteren Räumen auch. Ich freue mich sehr, dass das jetzt mit drin ist.

Isa: Layla, ich habe dir eine Privatnachricht mit meiner Telefonnummer geschrieben, weil du dir mit der Kurswahl so unsicher warst.

Layla: Danke! Gerne.

Sheila: Schön, dass das Gespräch mit einer geteilten Nummer zu Ende geht. Vielen Dank an euch, dass ihr teilgenommen habt. Ich bin begeistert von dem, was ihr erzählt habt, und wie ihr euren Alltag navigiert. Ich glaube, dass wir viele verschiedene Ebenen angesprochen haben. Es ging nicht nur um eure Erfahrungen als Studierende in einem Seminar, sondern auch um Fragen von Verantwortung in diesem Kontext und was es bedeutet, so ein Lehrforschungsprojekt als bestimmt positionierte Person mitzuplanen. Ihr habt viele Zusammenhänge und ihre Verwobenheiten deutlich gemacht und gezeigt, dass es Herausforderungen, aber gleichzeitig auch Strategien gibt. Und es gibt auch ganz klare Forderungen. Vielen Dank dafür.